

Wallis

Je länger der Krieg dauert, desto müder kommen die Menschen in Fiesch an. Das Gesehene und Geschehene nagt an ihrem Geist.

Vor ein paar Tagen hat Russland die Angriffe auf die Ukraine intensiviert. Ilia, geflohen, sagt: «Man sagt immer, die Hoffnung stirbt zuletzt. Sie ist aber momentan nicht übermässig gross.»

Rebecca Schüpfer (Text)
Alain Amherd (Fotos)

Natalia sitzt auf einem schwarzen Ledersofa, die Beine überkreuzt. Die Frau wirkt angekommen, aber besorgt. Sie flüchtete vor sechs Monaten mit ihrem Mann Ilia und dem Sohn in die Schweiz und landete in Fiesch im Rosentirli. In der Ukraine wohnten sie einst in Donezk, 10 Kilometer von der Frontlinie entfernt, aber nach zwei Jahren Krieg und wenig Hoffnung auf Frieden vertrieben die Bomben auch sie.

Natalias Geschichte ist eine von Tausenden, seit dem in der Ukraine Krieg herrscht. An diese Geschichten hat man sich in Europa, in der Schweiz, im Wallis gewöhnt, weil sie sich alle ähneln und tausendfach erzählt wurden, ihre Tragik aber bleibt.

Vor ein paar Tagen hat Russland seine Angriffe intensiviert. Ein Grossangriff mit 120 Raketen und 90 Drohnen zerstörte vor allem Energie-Infrastrukturen. Der Strom musste in weiten Teilen der Ukraine abgeschaltet werden. Noch immer fehlt er in vielen Regionen gänzlich. Der Krieg treibt die Kälte des Winters noch schneller in die kaputten Häuser und in die kaputten Menschenseelen, in denen kaum noch ein Funken Hoffnung brennt.

Ilia schaut aus dem Fenster des Rosentirli, sieht den Berghang vis-à-vis, die kleinen Holzscheunen. In der Nacht zuvor hat es geschneit. Im Rosentirli ist es warm, ruhig und vor allem sicher. Was in Ilia wirklich vorgeht, kann nur er sagen. Viel darüber erzählt er nicht. Er sagt lediglich: «Man sagt immer, die Hoffnung stirbt zuletzt. Sie ist aber momentan nicht übermässig gross.»

Der russische Angriffskrieg dauert bereits mehr als 1000 Tage. Laut dem UN-Hochkommissariat für Menschen-

rechte sind fast 12'000 Ukrainerinnen und Ukrainer gestorben.

Den Streitkräften gehen die Soldaten aus. Hunderttausende Männer im wehrpflichtigen Alter sind ins Ausland geflohen. So wie Ilia. Sein Land liegt ihm am Herzen, sein Leben und das seiner Familie sind ihm aber wichtiger.

Seit zweieinhalb Jahren nimmt das Rosentirli in Fiesch Flüchtlinge aus der Ukraine auf. Als der Krieg ausbrach und viele flüchteten, wurde in Fiesch das Heim eingerichtet. Innert zwei Tagen haben Freiwillige aus der Region es instand gestellt. Am Tag der Eröffnung kamen bereits 30 Flüchtlinge an. Seither wurden viele in die Gesellschaft integriert, fanden im Wallis eine Wohnung und/oder eine Arbeit. Mittlerweile gehen im Kanton 23,5 Prozent aller aus der Ukraine geflüchteten Personen einer Arbeit nach.

Während manche sogar zurückgehen, sind neue wieder gekommen.

Laut den neuesten Zahlen des Departements für Gesundheit, Soziales und Kultur sind seit Beginn des Krieges 4555 Personen ukrainischer Herkunft im Wallis angekommen. Etwa 60 Prozent sind Frauen mit Kindern oder Paare mit Kindern.

Sind 60 Personen im Rosentirli untergebracht, ist es voll besetzt. Damals wurde es eröffnet, um Ukrainern ein Zuhause zu bieten. In den ersten 18 Monaten waren denn auch nur Ukrainerinnen im Rosentirli, aber mittlerweile gibt es Flüchtlinge aus Afghanistan und der Türkei. Nur Familien oder alleinstehende Frauen. Alleinstehende Männer nimmt das Rosentirli nicht auf. Das soll so bleiben.

Heza Inthachon leitet seit Beginn das Flüchtlingsheim in Fiesch. Er sagt,

dass man auch Menschen aus anderen Nationen aufnehme, sei nicht geplant gewesen. Es habe sich so ergeben, weil die Anzahl an Flüchtlingen zugenommen habe und der Kanton nach Plätzen suchte. Und das Rosentirli hatte Platz.

Hinter Inthachons Schreibtisch hängt eine Tafel mit vielen Gesichtern. Es sind jene der Flüchtlinge. Frauen, Kinder und wenige Männer sind zu sehen. Die meisten schauen ernst. Es könne sicherlich Spannungen geben, sagt Inthachon. Wegen des Essens, der verschiedenen Kulturen. Aber im Normalfall sei alles friedlich. «Zudem», sagt Inthachon, «ist die Mischung der Nationalitäten ein Vorteil.» Die Flüchtlinge würden sich auf Deutsch oder Englisch

austauschen und so neue Sprachen lernen.

Je länger der Krieg dauert, desto müder kommen die Menschen in Fiesch an. Das Gesehene und Geschehene nagt an ihrem Geist. Die mentale Gesundheit der Bewohner werde auf die Probe gestellt, sagen manche. Die Psyche heile nur langsam. Auch darum sei konsequente Integration so wichtig.

Seit dem Zweiten Weltkrieg hat es auf der Erde nie so viele Kriege gegeben, wie das aktuell der Fall ist. Jeden Tag gibt es Nachrichten über Tote, Verletzte, Vertriebene. Der Krieg in Nahost zieht immer weitere Kreise, ebenfalls der bewaffnete Konflikt in Mali. Es gibt Krieg in Afghanistan, Bürgerkrieg in Syrien, Kriege und Konflikte in Indien, Ge-

walt und Krieg in Kolumbien, Entführungen und Gewalt in Nigeria, in Somalia und Kongo, einen Krisenherd im Südsudan und Sudan, Kämpfe in Libyen.

Und den Krieg in der Ukraine, der immer aggressiver geführt wird. Die geopolitischen Spannungen nehmen zu. Der Ton aus Russland wird schärfer. Erst am Donnerstag hatte Präsident Wladimir Putin nach einem heftigen Raketenangriff mit weiteren gedroht.

In diesen Zeiten zuversichtlich zu bleiben, sei schwierig, sagen die Menschen im Rosentirli. Aber sie sind froh, haben sie in Fiesch einen Platz gefunden und mit ihm ein Stück Zukunft gewonnen.

So wie Tatjana, 43 Jahre alt. Sie hat rotes Haar, gläserne Augen. Sie sieht müde aus. An die Zukunft zu denken, ist für sie noch schwierig. Erst vor drei Wochen kam sie mit ihrem 16-jährigen Sohn an. Die 19-jährige Tochter musste sie zurücklassen. Tatjana weint. «Sie ist freiwillig geblieben. Ich konnte sie nicht überzeugen, mit mir zu kommen.» So ist sie mit ihrem Vater in Dnipro, einer Millionenstadt im Osten der Ukraine. Letztes wurde diese Stadt von schweren Bombenangriffen getroffen. Laut örtlichen Behörden sollen ein Industrieunternehmen beschädigt und zwei Brände in der Stadt ausgebrochen sein. Russland setzte zum ersten Mal eine Hyperschall-Mittelstreckenrakete ein.

Wer in der Ukraine bleibt, gewöhnt sich an den Krieg und passt sich an das neue Leben an. Die Menschen kennen es, wenn kein Wasser fliesst, die Sirenen heulen oder Nachbarn sterben. Tatjana hat es nicht mehr ausgehalten. «Ich habe immer mehr Angst gekriegt.» Die Intensität des Krieges wurde in den letzten Wochen immer stärker. «Ich bin dankbar, dass ich hier in Fiesch vor-



Heza Inthachon



Bruno Margelisch